Zeitschrift: Neujahrsblätter für Jung und Alt

Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg

Band: 1 (1890)

Artikel: Samuel Amsler von Schinznach : Professor der Kupferstecherkunst an der königl. bayer. Akademie in München

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900596

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Samuel Amsler von Schinznach

Professor der Kupferstecherkunst an der königl. bayer. Akademie in München.

Geb. den 17. Dezbr. 1791, gest. den 18. Mai 1849.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die Kinder von ihren Eltern nicht nur äußerliche körperliche, sondern auch innere geistige Eigenschaften und Anlagen erben können. Darum fragt man häufig, wenn es sich um Männer von hervorragender Begabung handelt: Wer waren ihre Eltern, wo stand ihre Wiege, wie sind sie solche Menschen geworden?

Die Schriftsteller, welche schon über den berühmten Kupferstecher Sl. Amsler geschrieben haben, unterließen es daher auch nicht, nach seinen Eltern zu fragen, und wir theilen hier gerne die kurze Charakterzeichnung mit, welche uns seinen Vater, den Arzt Jakob Amsler, schildert.

Dieser gehörte einer angesehenen Familie der Gemeinde Schinznach an, denn zwei gemalte Fensterscheiben vom Jahr 1765 am Amsler'schen Stammhause melden, daß sein Vater „Statthalter", und sein Großvater „Untervogt" gewesen seien. Jakob Amsler, geboren 1751, lernte Latein in Lenzburg, Wundarztneikunst in Bern und studierte endlich Medizin in Straßburg. Von da zurückgekehrt, ließ er sich als Arzt und Wundarzt in seinem Heimatdorfe Schinznach nieder, verheirathete sich 1784 mit Elisabeth Wildi von Suhr, geb. 1766. Neben seinem Berufe betrieb er eine ziemlich bedeutende Landwirthschaft, bei welcher Söhne und Töchter behülflich sein mußten, bis sie das Haus verließen, die einen um höhere Schulen zu besuchen, die andern um einen eigenen Hausstand zu gründen. Manchmal arbeitete der Vater auch selbst mit und unterrichtete oder examinierte die Söhne während der Arbeit im Latein oder in der Arithmetik. Diese

Art des Unterrichtes scheint aber den Schülern nicht besonders gemundet zu haben, wurde auch später ganz aufgegeben, als einer der Söhne, welchem der gestrenge Lehrer wegen eines lateinischen Schnitzers einen Schlag mit der Heugabel versetzt hatte, von der Wiese fortlief. Dieser Einbruch in die stramme häusliche Zucht war ebenso unerwartet als gewagt, blieb aber ungeahndet und scheint sogar zur Aenderung des Systems beigetragen zu haben. Seiner ärztlichen Praxis, die wegen Mangel an Aerzten in der damaligen Zeit sehr ausgedehnt war, gieng er grundsätzlich zu Fuß nach, obschon er Pferde hielt, und machte bei Tag und bei Nacht die unglaublichsten Dauerläufe. Streng gegen sich selbst, war er es auch gegen Andere; bei Ungehorsam und selbstverschuldeten Unfällen und Verletzungen hielt er den zerknirschten Patienten meist eine gehörige Strafpredigt, bevor er an die eigentliche Behandlung gieng. Aber selbst im Zorn entfuhr ihm kein Schwur, kein unanständiges Wort, denn er war von Jugend auf von tiefster Frömmigkeit, hielt viel auf Wohlanstand und Feinheit in der äußern Erscheinung. Er liebte Musik und Gesang, besaß auch, damals eine Seltenheit, ein Klavier und leitete die Söhne an, darauf zu spielen. Aus den Töchtern machte er keine Blaustrümpfe; sie sollten Hausfrauen werden, und alle sind es im besten Sinne geworden.

Die Ehrfurcht der Familie vor dem Patriarchen grenzte an Furcht und die Achtung der Mitbürger war die denkbar höchste. Es wird uns erzählt, wie die Leute, welche Sonntags vor ihren Häusern saßen und schäckerten, sofort stille wurden, aufstanden und ehrerbietig grüßten, wenn der Doktor durch's Dorf geschritten kam. Er war lange Zeit Bezirksarzt, muß aber in seinen jüngern Jahren auch Großrath und Mitglied des Sanitätsrathes gewesen sein; denn der schlaue Postbote, welcher zur damaligen Zeit nur einmal in der Woche den „Schweizerboten" und allfällige Briefschaften in's Thal brachte, soll ihn bald „Herr Rathsherr", bald „Herr Sanitätsrath" tituliert haben, wenn ihm der Sinn nach einem Glase „Neuen" stand.

Der stets thätige und mäßig lebende Vater besaß eine unverwüstliche Gesundheit und erreichte das höchste Alter, das dem Menschen beschieden ist: er starb 1838.

Die Mutter unseres Künstlers war eine sanfte, milde, höchst verständige und würdige Frau, sie stand dem Vater bei entschiedener Handhabung der Hausordnung getreulich zur Seite, wußte aber doch auf sinnige Weise die angebornen Neigungen der Kinder zu nähren. Wie herzlich sie von ihren Kindern geliebt und verehrt wurde, werden wir später sehen. Sie starb, von der zahlreichen Familie tief betrauert, im Jahre 1822.

Von den 14 Kindern der Familie war Samuel das viertälteste. Der Vater ertheilte der zahlreichen Kinderschaar selbst Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, den Söhnen zudem in Geometrie, Naturgeschichte, Latein und Französisch. Unerbittliche Strenge war pädagogische Regel, und „Wiederholen wir alles recht" war sein Wahlspruch, den er immer und immer wieder den Kindern in's Gedächtniß rief. Lehrmittel waren spärlich vorhanden, desto inniger und sicherer war das Gelernte erfaßt und das viel und oft Wiederholte verstanden und zu eigen gemacht. Schreiben und Zeichnen waren bald Samuels Lieblingsbeschäftigungen. Schon im sechsten Jahre waren seine Schriftzüge sicher und scharf. Mit Bleistift gezeichnete Seitenanfänge, Vögel, Blumen, Schmetterlinge darstellend, müssen den Schreibheften zum Schmucke dienen. Verschlungene Schriftverzierungen werden bald mit ungemeiner Genauigkeit nachgezeichnet. Später folgen Zeichnungen, mit der Feder ausgeführt, sogar kolorirt. Eine mit Bildern versehene Naturgeschichte und die Kinderbibel dienten ihm als erste Vorlegeblätter. Es gereicht dem Vater zum hohen Verdienste, das Talent seines Sohnes rechtzeitig erkannt und nach Kräften gefördert zu haben, um so mehr, als zu damaliger Zeit die Zeichenkunst in ländlichen Kreisen zu den brodlosen Künsten gerechnet wurde. Er unterstützte und beaufsichtigte den Privatfleiß des Knaben und übte strenge Kritik. Das weniger Gelungene mußte vor seinen Augen vernichtet und besser gezeichnet werden. So wurden dem jungen Künstler schon frühe jene unentbehrlichen Tugenden eingepflanzt, nämlich Geduld, Ausdauer, Beharrlichkeit und strenge Selbstbeurtheilung, ohne die er nie so hervorragende Leistungen hätte aufweisen können. Er zeichnete und malte nicht blos daheim am Tische, sondern auch im Freien, wenn er das Vieh hütete.

Eine größere, in Wasserfarben ausgeführte Landschaft, die das Bad Schinznach darstellt, ist noch vorhanden. Zu seinen künstlerischen Uebungen mußten ihm oft seine Schwestern als Modelle dienen, die er im Sonntagsstaat oder an der Arbeit beschäftigt zu zeichnen wußte. Am Sonntag kamen oft seine Kameraden, um die gemachten Arbeiten zu sehen, und konnten nicht genug rühmen, wie „s'Dokter's Sämi so schön malen könne". Daß es so war, zeigte er mehr und mehr. Als Mitglied des Großen Rathes war der Vater einmal einige Tage in Aarau und die Jungen, sich mehr selbst überlassen, trieben allerlei Muthwillen. Samuel verwundete sich mit dem Ziehmesser auf dem Schneidestuhl am Knie und mußte sich zu Bette legen. Er dachte alsobald darauf, den heimkehrenden Vater mit einer Zeichnung zu begütigen. Zwei Tage waren verfügbar, um die glückliche Idee auszuführen. Er zeichnete und malte den Tellenschuß, ein ziemlich großes, in Farben ausgeführtes Blatt; Geßler hoch zu Pferde in der Mitte, mit Helm und Kommandostab, daneben Tell, auf ein Knie niedergelassen und scharf nach dem Apfel zielend, das Ganze eingerahmt von einer anmuthigen Gebirgslandschaft. Der heimgekehrte Vater war sichtlich erfreut über die fleißige Arbeit, er vergaß seine Strafpredigt und der kleine Patient war bald wieder hergestellt.

Samuel war 12 Jahre alt und durfte jetzt während zwei Jahren wöchentlich ein paar Mal nach Wildegg hinüber. Dort war nämlich in der blühenden Kattundruckerei der Herren Laue u. Comp. ein Herr Lierheimer als Musterzeichner angestellt, der dem Knaben regelmäßigen Unterricht im Zeichnen ertheilte. Der unermüdliche Fleiß und die überraschenden Fortschritte des Schülers erfreuten den Lehrer, und er gab sich alle Mühe, den Vater zu bestimmen, den Jungen zum Künstler ausbilden zu lassen; das hatte nun aber seine Schwierigkeiten. Dem praktischen Arzt von Schinznach, dessen Haushaltung, ohne die Dienstboten, 16 Familienglieder zählte, standen die Sorgen und Bedürfnisse des Lebens zu nah; er mochte anfänglich nichts von brodlosen Künsten wissen. Wohl hatte er den Knaben in seinen bisherigen Bestrebungen und technischen Fertigkeiten im Zeichnen und Klavierspiel unterstützt und gefördert, ohne daran zu denken,

daß dies für den künftigen Lebensberuf entscheidend sein werde. Unverdrossen wanderte dieser an den festgesetzten Tagen früh Morgens nach Wildegg hinüber und arbeitete bis zum Abend. Am Mittagstische der Familie Laue war ihm sein Platz bestimmt, allein der Schüchterne zog es vor, ein einfaches Mal, das ihm die sorgliche Mutter mitgegeben, unter freiem Himmel zu genießen. Daheim besuchte er oft den Hafner und half ihm die Ofenkacheln mit wunderlichen Figuren verzieren. Vielleicht finden sich noch Ueberreste davon im Dorfe. Auch im Schinznacherbade gab es für ihn allerlei Neues zu sehen. Der schöne Mittelbau wurde aufgeführt, wodurch die beiden Flügel durch die geräumige Halle und den damals fürstlich erscheinenden Speisesaal verbunden wurden. Ein berühmter Maler, „Steinbrüchel", zierte Wände und Decke mit kostbaren Malereien. Samuel sah sie entstehen und der Wunsch, sich der Kunst widmen zu dürfen, wurde wieder frisch angefacht.

Die Frage der Berufswahl drängte zur Entscheidung, der Vater zögerte, er war nicht Kunstkenner genug, um die Leistungen und Arbeiten des Sohnes richtig schätzen zu können; daher wandte er sich noch an bewährte Freunde und Fachmänner. Nachdem seine vertrauten Amtsgenossen Dr. Franz Kohler in Brugg und der damalige Schinznacher Badearzt Dr. Stäbli, sowie der kunstsinnige Dekan Hünerwadel in Lenzburg sich einstimmig für die künstlerische Laufbahn ausgesprochen hatten, willigte er endlich ein und geleitete im März 1810 mit fröhlicher Miene den Sohn selbst nach Zürich, um ihn, wie er unterwegs gegen einen Bekannten äußerte, bei einem „Stechermeister" aufzudingen. Diese Reise blieb dem jungen Amsler zeitlebens in angenehmer Erinnerung. Ihm war nach Beseitigung all' der vielen Hindernisse so wonniglich zu Muthe. Der ernste Vater war jetzt selbst fröhlich und guter Dinge und übergab ihn dort dem neuen Lehrer, Herrn Oberkogler, der schon nach zwölf Tagen dem Vater schrieb: „Samuel wird über alles Mittelmäßige hinausgehen".

Die Aufgabe des Kupferstechers besteht darin, die hervorragendsten Werke der Maler und Bildhauer zuerst in möglichster Vollendung auf Papier zu zeichnen und diese Zeichnung sodann

auf eine blanke Kupferplatte einzugraben, so daß ein vertieftes Bild entsteht. Diese Platte gestattet, ähnlich der Buchdruckerkunst, die Abnahme einer Menge von Abdrücken, so daß jene Meisterwerke gottbegnadeter Künstler, statt nur Wenigen, recht Vielen zur Anschauung kommen und zum Kunstgenusse werden können. Alle die verschiedenen Formen, alle die harten und weichen Linien muß der Kupferstecher, den stählernen Grabstichel in sicherer und kunstgeübter Hand, in das harte Metall eingraben, um Licht und Schatten so anzubringen, wie das Bild es erfordert.

Mit eisernem Fleiße machte sich der Lernbegierige an die Arbeit; sie fiel ihm leichter, da er schon in Wildegg, seinem Kunsttriebe folgend, sich hierin einige Fertigkeiten zu eigen gemacht hatte. Neben vielen andern Arbeiten stach er: „Von der Flüh's Abschied", „Tobias", „Maria und Martha" und „die Jünger zu Emmaus". Es war ihm zunächst alles daran gelegen, sich geistig weiter auszubilden. Erst jetzt, da er mit jungen studierenden Freunden öfter zusammenkam, fühlte er, was ihm fehlte. Früh Morgens, bevor er an die Arbeit gieng, studierte er, schrieb Briefe und Aufsätze, oder spielte auf dem Klavier, das er sich gemiethet hatte. Mit seinen Freunden, den spätern aargauischen Dichtern A. E. Fröhlich und Tanner, Lusser aus Altorf und Bodmer und Brunner aus Zürich, kam er regelmäßig zusammen. Fröhlich schreibt darüber: „Wir lasen vorzugsweise Göthes Werke, waren begeistert von den eben erscheinenden Gedichten Uhlands und noch mehr durch Körners „Leyer und Schwert"; wir zeichneten, malten, dichteten, sangen, musizierten und verlebten in frei geschaffener, oft idyllischer Weise die herrlichen Tage unserer Jugendzeit. Das war ein warmer, sonniger Lebensmai".

Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Zürich trat Amsler unter die Leitung des rühmlich bekannten Künstlers Heinrich Lips und wohnte in Hottingen im Familienkreis der Tochter eines verstorbenen Künstlers, wo er die ihm zusagende Unterhaltung und Anregung fand.

München war schon damals das Ziel aller Kunstbeflissenen. Die Reise dorthin wurde vom Vater gestattet. Ende Oktober 1813 begleiteten ihn seine Freunde Tanner und Brunner bis

Winterthur, von da gieng's zu Fuß über Ravensburg und Augsburg. In München war für Quartier gesorgt und der neue Schüler dem Direktor der Akademie brieflich bestens empfohlen worden.

„Wiederholen wir alles recht", sagte er sich und fieng wieder an, nach alten Bildwerken und nach der Natur zu zeichnen. Erst nachdem er diese Schule nochmals durchgemacht, widmete er sich wieder mit neuem Eifer der Kupferstecherkunst. Bei seinen Arbeiten förderte ihn besonders Professor Heß, dessen Nachfolger er später wurde. Zwei Blätter aus den Jahren 1815 und 1816 zeigen die Fortschritte, die er gemacht, nämlich ein heil. Franziskus und die büßende Magdalena.

Einen innigen Freundschaftsbund schloß Amsler mit dem jungen Maler J. A. Rambeaux aus Trier, mit dem er sich fleißig auf das Studium der italienischen Sprache verlegte.

Bereits sechs Jahre hatte der junge Künstler in der Fremde zugebracht. Fremde Sitten und Gebräuche und das geräuschvolle Leben der großen Städte haben ihn nicht auf Abwege gebracht; er ist der treue ehrerbietige Sohn, der liebende Bruder geblieben. Aus seinen Briefen geht dies deutlich hervor; als Beispiel folgt nachstehender vom 29. Dezember 1812.

„Vielgeliebteste Eltern! Ich danke Gott, daß er Euch wiederum so gesund das Ende dieses und den nun baldigen Anfang des künftigen Jahres hat erleben lassen, und bitte ihn, daß er Euch, sowie meine lieben Geschwisterte, noch ferner viele Jahre hindurch ebenso erhalten möge. — Die erkannten und unerkannten Wohlthaten, die er mir erwiesen, sollen mich zu dem ernsten Vorsatze erheben, meine Zeit und Kräfte zu seinem Dienste und zum Nutzen meiner Mitmenschen rühmlich anzuwenden. Ich werde stets trachten, meinen Lehrern und Gönnern die schuldige Achtung zu erweisen und Euere elterlichen Räthe zu erfüllen. Seid mir tausendmal gegrüßt, liebe Eltern und Geschwisterte, von Euerm gehorsamen Sohn und Bruder."

Wie einfach und genügsam er lebte, geht aus folgender Notiz vom 27. November 1814 hervor: „Hier in München sind die Lebensmittel nicht besonders theuer. Vom Morgen bis 1 Uhr genieße ich ein Kreuzer-Laibl, das Mittagessen kostet 21

Kreuzer und Abends nehme ich eine Halbmaaß Bier und ein wenig Brod".

Seine Lehrjahre waren zu Ende und nun beginnen seine Wanderjahre. Im Sommer 1816 kam er mit seinem Freunde Rambeaux zu Fuß in die Heimat zurück. Bei seinem ältern Bruder Jakob, der als praktischer Arzt in Wildegg wohnte und sich erst kürzlich verheirathet hatte, hielt er Einkehr und fand auch im elterlichen Hause zu Schinznach all seine Lieben heiter und fröhlich. Nach einer angenehm verlebten Ferienzeit wurde im Herbst die Reise nach Rom angetreten. Der Sohn wurde mit Reisegeld versehen, aber in gar bescheidenem Maße; diesmal half die sorgliche Mutter aus, und nähte ihm einige Goldstücke in den Kragen des Reisekleides. Der Vater begleitete ihn bis zum „Bächli" zwischen Schinznach und Veltheim und sagte dann mit warmem Händedruck zu dem Scheidenden: „Mach' mir Ehre"! Die Reise gieng zu Fuß über den Gotthard, über Mailand, Lodi, Piacenza, Bologna und Florenz. In allen Städten wurden die Kunstwerke und Sammlungen studiert und voll Ehrfurcht und klopfenden Herzens betraten die beiden Reisenden die Siebenhügelstadt. Es war damals in Rom ein reges Kunstleben. Die berühmtesten Künstler, Overbeck, Cornelius, Thorwaldsen, lebten und wirkten daselbst. Bald fühlte sich unser Amsler heimisch und zu fleißigem, freudigem Schaffen angeregt. Gar viel Neues war wieder zu sehen und zu lernen. Nach Bildern berühmter Meister arbeitend, stach er zuerst Werke des Bildhauers Thorwaldsen: „Barmherzigkeit", „eine Mutter mit zwei Kindern", „Amor und Venus", „fliegende Schutzgeister", „der Tag und die Nacht", „die Hoffnung", „der Schäfer", „der Merkur" und „der Alexanderzug", welche letztere Arbeit sich durch 18 Jahre hindurchzog. Ein Gefühl von Heimweh ergriff ihn, als liebe Freunde ihm entrissen wurden. Cornelius wurde nach München berufen und der ausgezeichnete Landschaftsmaler Karl Fohr aus Heidelberg ertrank beim Baden in der Tiber vor den Augen seiner Freunde, ohne daß diese ihn retten konnten. Mit einem Gefühl treuer Liebe stach er, in seiner einfachen Weise, dessen Portrait, verließ dann Rom und wohnte im Sommer 1818 zu Arriccia, mit Fr. Rückert, dem deutschen Dichter, das

Zimmer theilend. Auch in Umbrien hielt er sich eine Zeit lang auf und verlebte glückliche Tage, erkrankte dann aber am Wechselfieber. Die Seinen waren lange Zeit ohne Nachrichten und in ernsten Sorgen. Als er wieder genesen war, schrieb er in den ersten Tagen von 1820:

„Immer setzte ich mich mit freudigem Herzen hin, um Euch Euere Briefe zu beantworten oder Euch von mir Nachricht zu geben, und obschon selbige nie erfreulicher lauten konnten, als gegenwärtig, so fühle ich mich einigermaßen beklommen und eine innere Wehmuth überfällt mich, wenn ich denke, daß ich Euch manche unruhige Stunde verursacht habe; verzeiht mir, geliebte Eltern und Geschwister, wenn ich verspreche, daß Euch künftig nie mehr meine Nachrichten so viele Monate entzogen sein sollen."

Nicht mehr lange hielt er es aus in Rom, er sehnte sich zurück nach dem bescheidenen Rebgelände des heimatlichen Thales und den waldbewachsenen Hügeln von Wildegg. Im Juli überschritt er wieder die Alpen, begrüßte im Vorübergehen seinen Zürcher-Freund Dr. Lusser in Altorf und wurde daheim herzlich willkommen geheißen. Doch einen herben Schmerz brachte das Wiedersehen: die liebe Mutter litt an einer chronischen Krankheit, Heilung war unwahrscheinlich.

Sonst war er wieder glücklich zu Hause; mitgebrachte Arbeiten vollendete er und machte mit treuen Freunden Ausflüge im schönen Schweizerlande. In Rom hatte er aber so Vieles gesehen, das er noch lernen und sich zu eigen machen wollte. Es zog ihn wieder dorthin. Gar schmerzlich war diesmal der Abschied von der leidenden Mutter im Vorgefühl, daß er sie nicht mehr sehen werde. Ende 1821 steigt er wieder über die Berge und erfreut die Kunstwelt abermals mit einer Anzahl herrlicher Bilder, wir nennen hier nur das treffliche Portrait von Thorwaldsen, nach Begas, und „Christus mit dem Zinsgroschen", ein Bild, das durch seine Einfachheit in Erfindung und Stich überall bewundert wurde. Es stand ihm eine glänzende Zukunft bevor, aber er blieb einfach und bescheiden. Erbaulich ist es, in seinen Briefen die evangelisch-frommen Herzensergüsse zu lesen. Während er in Rom war, blieb er getreuer Organist der kleinen protestantischen Genossenschaft, die regelmäßig im preußischen

Gesandtschaftspalaste Gottesdienst hielt. Er war eben stets dafür besorgt, sein innerstes Leben frisch und gesund zu erhalten, wie es daheim im väterlichen Hause Sitte war.

Ein Trauerbrief meldete ihm den Tod der geliebten Mutter; er kannte ihren Zustand, es war für ihn keine Ueberraschung, aber dennoch ein tiefer Seelenschmerz. Setzen wir die Abschrift eines zierlich geschriebenen Blättchens hin, welches er einem vorher geschriebenen Briefe für die Mutter beifügte: „Ich kann diesen Brief nicht abgehen lassen, ohne an Euch, theure Mutter, besonders noch ein paar Worte beizusetzen des Dankes und kindlicher Liebe. Wohl haben wir schon einmal bis auf ein besseres Wiedersehen in unserm künftigen Vaterlande Abschied genommen und mit Vertrauen dürfen wir auf dieses Glück hoffen, was uns Allen zu unendlichem Trost gereicht. Für den mir ertheilten mütterlichen Segen und Euere Wünsche für mein Wohl danke ich Euch noch aus dem Grunde meines Herzens, sowie für Euere mütterliche Liebe, der ich mich mein ganzes Leben hindurch zu erfreuen hatte. Ueber mein künftiges Schicksal seid unbesorgt; was von meinen Kräften abhängt, werde ich immerhin, wie es mir der Himmel bescheert, zu erreichen suchen — für diese Zeit, wie auch für die Zukunft — so daß auch ich getrost hoffen darf, daß wir uns einst wiederfinden werden jenseits, wo alle irdischen Leiden aufhören und nur ewige Seligkeit uns erwartet. Erduldet Euere Schmerzen mit Ergebung und christlicher Geduld, für deren Linderung täglich betet Euer Euch kindlich liebender Sohn Samuel".

Die kindlich wehmüthige Erinnerung an die selige Mutter weckte wieder stilles Heimweh in seiner Brust. In solcher Stimmung zeichnete er „die Grablegung" nach Raphael, besuchte dann noch Neapel und Süditalien, um mit ausgeruhtem Auge und sicherer Hand von Neuem zu zeichnen und reichlichen Stoff für spätere Arbeiten zu sammeln. Im Jahre 1825 verließ er Rom, um es nicht wieder zu sehen. Er wohnte bei seinem ältern Bruder in Wildegg und blieb dort, mit Ausnahme des Jahres 1826, welches er in Basel zubrachte, bis 1829. In dieser Zeit arbeitete er am Alexanderzug und an der Grablegung und zugleich wurden seine wichtigsten Lebensfragen entschieden. Er verheirathete sich

im Jahre 1827 mit Fräulein Louise Laué in Wildegg und wurde bald darauf von König Ludwig, der ihn in Rom kennen gelernt hatte, als Professor der Kupferstechkunst und Mitglied der Akademie der bildenden Künste nach München berufen.

Im Mai 1829 reiste er mit seiner jungen Gattin dorthin und fühlte sich bald heimisch und glücklich in seiner geachteten Stellung, im lieben Familienkreise und unter seinen alten Kunstfreunden Cornelius, Schnorr, Heß und Kaulbach. Das war ein gemüthliches Künstlerleben, das allseitig zu fleißigem, freudigem Schaffen anregte. Wichtige Arbeiten, wie der „Alexanderzug" und die „Grablegung", wurden vollendet und neue begonnen, so die „hl. Familie" und „Madonna Tempi", nach Raphael, der „hl. Georg", nach Schwanthaler, „Josephs Traumdeutung", nach Cornelius, und andere.

Im Jahre 1840 begann unser Künstler sein letztes großes Werk, „Triumph der Religion in den Künsten", nach Overbeck. Er vollendete es 1846. Ein Abstecher nach Köln führte ihn noch einmal zu seinem alten Freunde Rambeaux; sie sahen sich zum letzten Mal. Um diese Zeit beehrte ihn der König von Bayern mit dem Orden des heil. Michael. Die Gemeinde Schinznach schenkte ihm wieder das Bürgerrecht, auf welches er bei seiner Berufung nach München verzichten mußte, und der Große Rath des Kantons Aargau beehrte ihn mit dem Kantonsbürgerbrief. Der bescheidene Künstler strebte nicht nach Ehre und Ruhm, allein die allgemeine Anerkennung und Achtung, die ihm erwiesen worden, freute ihn herzlich. Seinem Dankschreiben an die hohe Regierung war eine werthvolle Sammlung seiner trefflichen Arbeiten als Geschenk für die aargauische Kantonsbibliothek beigelegt. Schon längere Zeit fühlte er sich nach angestrengter Arbeit öfter unwohl, ertrug es aber geduldig und führte ein stilles, zurückgezogenes Leben. Oft besuchten ihn seine Landsleute und Schüler Rahn, Merz und Gonzenbach; am liebsten aber weilte er im Kreise seiner aufblühenden, hoffnungsvollen Kinder und seiner treuen, hingebenden Gattin.

Leider nahm die Kränklichkeit immer mehr zu und eine längere Kur war dringendes Bedürfniß. Man versprach sich Vieles von einem Aufenthalt in jener Gegend, die ihm stets so

theuer war, wo er durch die Gattin ein schönes Landhaus erworben und wiederholt mit seiner Familie glückliche Tage verlebt hatte. Zudem wohnten seine beiden Brüder, geschickte und erfahrene Aerzte, in der Nähe, die ihn mit aller Sorgfalt und Liebe behandelten. Es war umsonst. Im Herbst 1848 kehrte er, in Begleitung seiner ältesten Tochter, wieder nach München zur Familie zurück. Wie wir ihn im Leben kennen gelernt, so starb er auch. Stille, ohne eine Klage zu äußern, ertrug er seine Leiden. Umgeben von seinen tieftrauernden Kindern, that er die letzten Athemzüge in den Armen der treuen Gefährtin seines Lebens. Mit ihm ist einer der ersten Künstler und der edelsten Männer zu Grabe gestiegen.

Seine Gattin, geb. 1809, welche an seinem künstlerischen Schaffen immerfort verständnißvollen Antheil genommen und nach seinem Tod die zahlreiche Familie musterhaft erzogen hatte, kehrte im Jahre 1866 nach ihrem lieben Wildegg zurück, wo sie in einem freundlichen Heim, umgeben von ihren Töchtern, Verwandten und Freunden, sich des idealsten Familienglückes erfreut, Armen und Kranken Trost spendet und in seltener Geistesfrische auf die Wechselfälle des Lebens zurückblickt, die ihr wahrlich auch nicht erspart geblieben sind.

Jene drei Worte: „Mach mir Ehre", die den Vater durch's ganze Leben begleitet, sind auch zum Wahlspruch seiner Söhne geworden, die späterhin berufen waren, in verschiedenen Ländern und in den verschiedensten Stellungen segensreich zu wirken.

R. A.

Wolken und Sorgen.

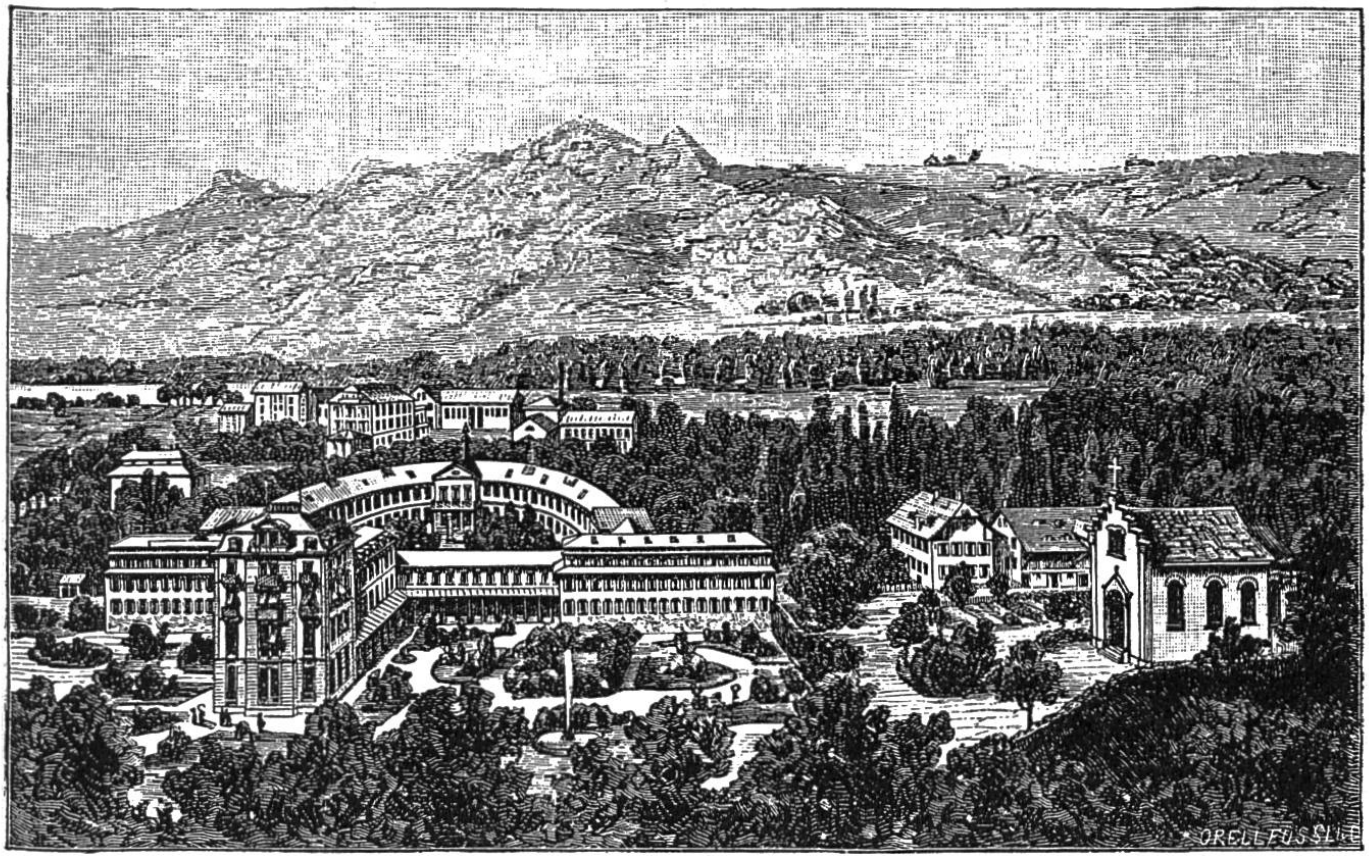
Wie Wolken an Wolken vorüberziehn,
Und wiederum kommen und wiederum fliehn,
So drängen sich Sorgen an Sorgen schwer,
Und gehen vorüber und ziehn wieder her.

Doch über den Wolken, die trübe und grau,
Da strahlet und leuchtet des Himmels Blau.
Es ruft durch die Risse der Wolken dir zu;
Schau über die Wolken noch höher du!

Und hinter den Sorgen in tiefster Brust
Wird leise und heimlich dir nichts bewußt?
O leuchtet dir nicht mit himmlischem Schein
Ein seliger Frieden im Herzensschrein?

B. F.

Wie zwischen Klugheit man und Weisheit möge schlichten?
Ich will aus Kindermund darüber dich berichten.
Es stellte jüngst ein Kind dem älteren die Frage:
Ob ihm die Loupe, ob das Fernrohr mehr behage?
Und jenes sprach: Für Käferflügelchen das eine,
Das andere bei Nacht im Mond- und Sternenscheine!

W. K.

Das Bad Schinznach.